Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Heiris bedeutsame Wanderschaft
Autor: Trabold, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572780

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Schweizergrenze seine Heimat hat, von uns besser verstanden als von den Norddeutschen, denen der reine Realismus eines Menzel mehr zusagt.

So ist nun zu hoffen, daß Eduard Hunzicker, wenn wir auch wenig von ihm wissen, der Platz in der Geschichte der Schweizer Malerei wird, der ihm zukommt.

Ernst Zaeslein, Berlin-Grunewald.

Heiris bedeutsame Wanderschaft.

Nachdruck verboten.

Novelle von Rudolf Trabold, Straßburg.

I.

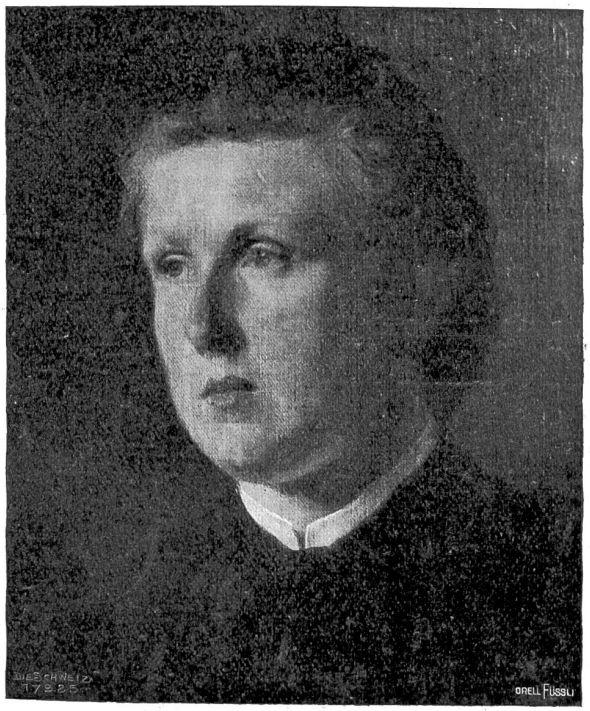
Werden die Augen machen am Morgen, wenn sie mich nirgends finden! Zuerst wird um sechs Uhr die Tante an die Kammertür klopfen und rufen: „Wird's oder wird's nicht? Muß ich den Vater holen?" Sie glaubt natürlich, ich schlafe wie ein Stock, geht hinunter und schimpft in der Küche über meine Faulheit. Endlich kommt dann fluchend der Vater, poltert zuerst an die Tür und schreit: „Soll ich dich aus dem Nest lüpfen, du fauler Strick du!" Er wird dann doch auf die Klinke drücken, um zu versuchen, ob ich innen nicht die Tür verriegelt habe. Hei, wie wird der die Augen aufreißen, wenn er die Kammer leer findet und sieht, daß ich nun einmal doch Ernst gemacht mit meinen „Wanderplänen"!

So dachte sich Heiri Brächbühl, packte von seinen Habseligkeiten das Nötigste in einen alten Habersack, der fast voll von Eßwaren, und schlich damit aus dem Hause.

Der Himmel stand noch voller Sterne, die prächtig funkelten. Es war erst vier Uhr, aber schon hell im Osten hinter den Bergen. So früh jemals aufgestanden zu sein, dessen mochte sich Heiri wirklich nicht zu entsinnen. Er fühlte die Brust ordentlich geschwellt vom Stolze, heute der erste zu sein im Dorfe, der den Morgen grüßte.

Der Habersack war schwer. Die Flasche Most und die Kümmelwürste, die zogen tüchtig an den Schultern. Doch, nur keine Zeit verlieren, immer vorwärts, keinem Bekannten begegnen, das wäre sonst eine gefehlte Geschichte! „Spurlos verschwunden!" so sollte es im „Wirtshaus zum Rößli" daheim heißen.

Heiri schwitzte gehörig, machte jedoch keine zehn Minuten Rast, bis daß er über dem Berg war. Der Höhenzug bildete die Kantonsgrenze. Drüben war Heiri nicht bekannt wie hier, drum strebte er „über die Grenze" zu kommen. Ein Muttergottesbild, am Saumpfade des Brittlihorns, das meldete ihm, er befinde sich nun im katholischen „Biet".



Eduard Hunzicker (1827–1901). **Studienkopf.** Gemeinsam mit Hans Thoma gemalt in Karlsruhe.

Nach diesem dreistündigen Marsch, auf dem er eine ganz respektable Strecke zurückgelegt, durfte er sich nun schon eine längere Rast gönnen, um ausgiebig zu frühstücken. Ah, war das schön hier in der Sonne! Heiri lag auf dem Rücken und verdaute mit blinzelnden Augen die Würste, den Käse, den Most, das Brot. Er malte sich aus, wie daheim der Vater sich Gedanken machen werde über das Verschwinden seines Einzigen. Wie die Tante weinen wird und die Affolter Maje, die Magd! So ist's recht. Sie sollen sich nur kümmern. Lang genug schalt man ihn „Faultier". Jetzt sollten sie es ohne ihn machen, seinetwegen, was lag es ihm an...

Zwei gute Stunden versann, verträumte und verschlief Heiri hier am Felsberg. Als er erwachte, hatte er wieder Hunger, futterte noch zwei Würste und trank den Rest Most aus. So wurde doch der Habersack leichter. Die Hitze war gestiegen; da mußte man möglichst leichtes Gepäck haben zum Wandern. Es war ihm aber gar nicht drum, wieder zu marschieren. Hier auf dem Berg dünkte es ihn so schön, schöner hätte es nicht sein können. Er begriff nun garnicht, daß er früher nie hierher gewandert, ins katholische Gebiet. Steigen war eben nicht seine Sache. Daheim hatte es ringsum kleine Höhen, wo man überall einen schattigen Ahornbaum fand, unter dem es sich prächtig träumen ließ. Hinunter wollte er nicht, das stand bei ihm fest. Er stieg darum langsam höher. Jetzt sah er einen See. Das mußte der Vierwaldstätter sein und der große Berg der Pilatus. Wenn die daheim nicht wissen, was schön ist, ihm konnte es gleich sein, er wußte es. Da brauchte man nur hierher zu kommen und die Augen aufzutun. Ja, wenn man auf die Wanderschaft geht, da erfährt man Dinge, bekommt man die Augen voll zu sehen. Ha, zum Donner auch! Und da schimpfte man den lieben langen Tag mit ihm daheim in der Wirtschaft, weil er es vorzog, herumzustreifen und zu

„staunen". Ja, bei Gott, denen wollte er schon zeigen, ob er es nicht zu etwas bringen würde in der Fremde...

Wie er sich reckte und dehnte, jetzt spürte er endlich die wahre Freiheit, fühlte sich ungebunden, so, wie noch nie im Leben. Ihn erfüllte die starke Hoffnung, daß er sein Glück machen werde in der Fremde, wenn er sich auch nicht vorstellen konnte, wie das geschehen sollte. Er streifte herum, legte sich auf den Bauch und pfiff den Eidechsen wie in den Bubenjahren, fing die Tierchen und ließ sie wieder mit abgebrochenem Schwanze laufen. Den Ameisen warf er Heuschrecken, denen er die Füße ausgerissen, vor und sah zu, wie die Tierchen das Opfer in das Innere des Baues rissen. Die Eichkätzchen jagte er von einem Baume zum andern, bis er endlich eines, das er todmüd gehetzt, auf den Boden stürzen sah, wo er es mit dem Stocke erschlug. Aber dann dauerte ihn die rothaarige Kreatur doch; er streichelte es:

„Du schönes, liebes Tierli, was hast du schwarze Aeuglein und einen prächtigen Schwanzbusch? Ei, du Kröttli, du arms, was bin ich ein wüster Tonner, dich zu jagen und zu töten! Du lieb's schön's Tierli, du!"

Aber er war doch stolz auf die erlegte Beute, hängte sie an den Habersack und zog weiter. Je höher er stieg, desto niedriger wurden die Tannen. Als ihm die Sonne zu heiß schien, zog er Rock und Weste aus, legte sich in den Schatten eines Felsklotzes und schlief den ganzen Nachmittag.

Gähnend, sich reckend erwachte er, schaute in den tiefblauen Himmel, wußte nicht recht, wo er war, bis er sich besann, daß er liegen oder aufstehen konnte, ganz, wie er wollte. Er lachte aus vollem Halse, so sehr freute ihn das.

Eh, du verfluchte Pastete, wie dumm er doch war, daß er nicht schon längst auf die Wanderschaft gegangen! Jetzt begriff er, warum es so viele Wanderlieder gab, warum der Sattlertöni immer blagiert hatte, wie fein es auf der Walz sei. Aber er war doch ein Kerl; sonst wäre er nicht so kühn vom Vaterhaus weggezogen...

Er spürte Hunger und Durst. Brot, Käse und zwei Würste befanden sich noch im Habersack; aber Wasser mußte er suchen gehen. Er fand eine Quelle, die kühl aus dem Berge brach. Ah, wie er sich erlabte! Aus lauter Uebermut steckte er das Gesicht ins Wasser, zog dann die Schuhe aus und nahm ein Fußbad ... Au, das war kalt!

Zwar war es noch früh, doch wollte er, langsam schlendernd, zutal steigen, um Nachtquartier zu finden.

Das erste Haus, das er antraf, war eine Kapelle. Nie in seinem Leben hatte er ein katholisches Bethaus oder Kirche betreten. Neugierig guckte Heiri in das Innere der alten Kapelle. Nicht viel gab's zu sehen, und doch gruselte es ihn fast. Der Altar mit dem Heiligenbild, die Marterhelgen an den Wänden, das Weihwasserbecken, die Papierblumengirlanden und besonders ein Kruzifix mit einem hölzernen bluttriefenden Heiland erweckten in ihm ein Gefühl unheimlichen Grauens. Puh! Es wollte ihn fast schütteln, und doch blieb er noch eine Weile. Ein Alter kam. Als dieser den Burschen sah, der mit bedecktem Haupt eben aus dem Bethause trat, sagte er gehässig:

„Gäll, du bist ein Siebenketzer aus dem Bernbiet!"

Heiri wurde zornig. Den ersten Menschen, den er hier im katholischen Gebiet antreffen mußte, der nannte ihn Siebenketzer. Drum funkelte er den Alten nicht übel an mit seinen Augen, als er entgegnete:

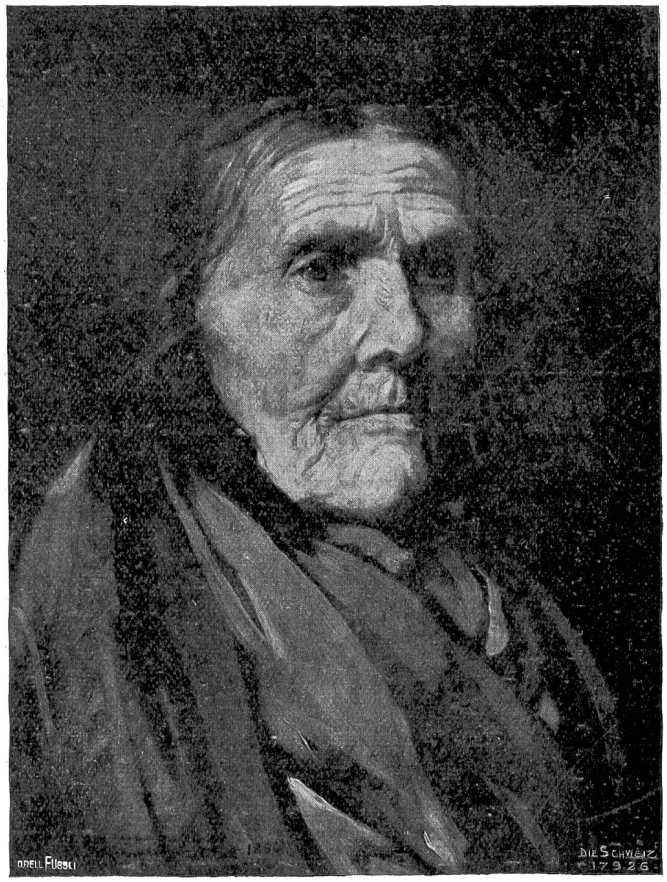
„Und du, alter kartholischer Waldaff, hat dich der Teufel noch nicht gholt? Bist ihm z'schlecht, denk' ich!"

„Wart nur, du Ketzer, dich holt er vielleicht noch vor mir!"

Nachdem Heiri dem Alten noch gehörig zurückgegeben, stieg er mit dem Gefühl, als habe er eine wahre Heldentat verrichtet, pfeifend bergab und ließ den Katholiken an der Kapelle fluchen.

Die Straße führte auf einem Seitengrat des Berges dahin. Die Sonne versank hinter den Flühen, aus dem Tal tönte die Abendglocke. Heiri ging und ging, bis es zu dunkeln begann. Er hatte vor den Katholischen eine so große Scheu, daß er es nicht über sich brachte, um ein Nachtquartier zu fragen im Heu. Als es aber schon ganz dunkel war, die Häuser immer seltener wurden, da trat er in ein Wirtshaus im Tal, das er antraf.

Die Zeche und das Nachtquartier machten nicht viel aus. Heiri hatte vierzehn Fränkli dem Vater aus der Kasse der Wirtschaft stibitzt. Er



Eduard Bunzicker (1827–1901). **Alte Bäuerin.** Gemeinsam mit Hans Thoma gemalt in Karlsruhe.

konnte es also noch einige Zeit aushalten, ohne um Arbeit zu fragen bei diesen katholischen Bauern.

Juhe! Wie schön war das Wandern! Die Sonne schien zwar heiß — aber immer noch besser so als Regen! Karten hatte Heiri keine, er richtete sich nach der Sonne und dem Pilatus. Er wollte zum Berg hinüber, an den See, nach Luzern. Aber es eilte ihm nicht.

Nun wanderte er schon den dritten Tag, ohne sehr weit gekommen zu sein, weil es ihm garnicht pressierte. Wo es ihm gut gefiel, da lagerte er sich, streifte in den Wäldern und auf den Bergen herum und war überhaupt mehr auf den Höhen als im Tale. Nur gegen Abend, wenn's nicht mehr so heiß, marschierte er ernstlich. Aber er kam oft vom richtigen Weg ab, weil er niemanden um Auskunft fragte; denn er traute diesen „Kartholischen" absolut nicht.

Am Abend des vierten Tages seiner Wanderschaft fand Heiri eine Ruine auf einem Hügel, wo es ihm so gut gefiel, daß er beschloß, hier zu übernachten. Er kletterte noch beim Vernachten in den Mauerresten herum, stieg, so hoch er gelangen konnte, und setzte sich dort in eine Nische. Hier übersah er das ganze schlafende Land, bis zu den Bergen. Seine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit, die Sterne funkelten immer zahlreicher. Seltsame Wolken stiegen auf, der Wind trieb sie langsam dahin. Es lag eine schwüle Luft über der Erde. Ein Gewitter dürfte schon kommen, über Nacht, aber am Morgen müßte es wieder schön sein, dachte sich Heiri.

Die Wolken ballten sich dichter, erschienen zahlreicher und verdeckten die Sterne zuletzt ganz. Weit weg sah er Licht um Licht in der Tiefe erlöschen. Er hatte keine Uhr, schätzte aber ab, es möchte gegen elf gehen.

„Aha, das Gewitter kommt! Der Wind zaust schon die Bäume, und es wetterleuchtet dort hinter dem Napf. So soll halt in Gottsnamen ein Wetterli niedergehen, schaden tuts nichts; aber ich will meinen Schärm aufsuchen!" sagte Heiri zu sich. Er kletterte mühsam in der Stockdunkelheit. Es war nicht sein Verdienst, wenn er sich nicht den Hals gebrochen in dieser Nacht...

II.

Es wollte nicht aufhören zu regnen. Heiri stieg erst am Nachmittag von der Ruine ins Tal hinunter, als ihm der Hunger keine Ruhe mehr ließ. Er war bis auf die Haut naß, als er die Landstraße erreichte.

„Das Sauwetter will, scheint's, nit besser werden!" sagte plötzlich hinter ihm eine Stimme. Als er sich umdrehte, sah er einem Handwerksburschen ins Gesicht, der auch mit eingezogenem Halse und aufgeschlagenem Rockkragen unter dem Regen durchzuschlüpfen suchte. Sein Hut tropfte wie ein Schirm.

Heiri gab keine Antwort; er wollte zeigen, daß ihm nichts daran lag, einen Weggenossen zu bekommen. Aber der andere fragte:

„Sag, wo willst hin? Auch aus dem Länder- ins Bernerbiet? Was hast du gearbeitet, und wo?"

Eduard Gunzicker (1827–1901). **Alter Berner.** Gemalt 1865 im Bundeshaus zu Bern.

Heiri schwieg hartnäckig; der andere mochte fast glauben, er sei taubstumm. Darum schrie er ihm nicht gerade sanft in die Ohren:

„Bist taubstumm? Oder hast 's Maul verloren?"

„Daß du dein Maul nit verloren, das muß ich schon hören!" schrie nun auch Heiri.

So hatten die beiden Bekanntschaft gemacht auf der Landstraße. Heiri sprach wenig, ließ den andern reden und verriet nicht, woher er kam und daß er keinen Beruf habe. Er schämte sich jetzt darob, wenn er es sich selbst auch nicht gestehen wollte, kein Handwerk erlernt zu haben. Der andere nötigte ihm darum fast Achtung ab, als er erzählte:

„Ich bin nun schon zwei Jahre auf der Walz. In Zürich blieb ich neun Monate; weil sich aber ein Weibervolk an mich hängte und nit loslassen wollte, verduftete ich. Ich halt's nit lang aus am gleichen Ort. Die Zeiten sind auch so schlecht; seit überall Eisenbahnen gebaut werden, hat unsereiner im Wagnerhandwerk nichts mehr zu tun. Am liebsten ginge ich an die Bahn, so als Konduktör, das wäre etwas für mich; aber man muß welsch können, sonst nehmen sie einen nicht. Drum will ich ins Welschland. Wenn ich's Reisgeld hätte, ich führe heut noch hin. Muß mir aber erst was verdienen im Emmental. Ich habe gehört, bei den Käsbauern gebe es Geld, da könne man noch einen guten Lohn bekommen..."

Jetzt entfuhr's Heiri doch:

„Ich hab' g'meint, im Luzernischen sei, weiß d'r

Teufel wieviel Geld, da kommen ja die reichen Engländer hin!"

„Ja, Dreck! Für uns ist nichts dort! Ich war in Einsiedeln und hab' dort ein paar Batzen verdient!"

Es goß wie aus Kübeln über die Köpfe der Gesellen.

„Was laufst denn immer auf der Landstraß? Nebenaus ist's besser, da findet man eher einen Unterschlupf bei einem Bauern oder einem Pintenwirt. Ich habe noch fünf Batzen, wollen wir dort drüben einkehren?"

Heiri sagte nicht ja, nicht nein; aber er steuerte mit dem Walzbruder gegen eine seitlich liegende Wirtschaft am Kreuzweg. Er spürte einen bärenhaften Hunger und war so naß, daß es ihm schien, er schwimme im Weltmeer.

„Wie stehts mit deinen Schriften? Hat dich noch kein Schugger erlesen?"

„Was ist das: Schugger?"

„Z'Tonner, ein Landjäger!"

„Ich walze nicht. Ich geh' nur über Land zum Spaß!"

Daran hatte Heiri noch nicht gedacht, daß man die Schriften, den Heimatschein oder sonst einen Ausweis nötig hatte auf der Wanderschaft. Der Geselle mahnte ihn da an etwas, das ihm nun Angst machte. Was sollte er tun, wenn ein Landjäger ihn aufforderte, die Schriften zu zeigen? Der Hunger war aber stärker als seine Angst vor dem Landjäger. In der kleinen Pintenwirtschaft bestellte sich Heiri Most, Brot und Wurst, während der Walzbruder einen Branntwein „zum Erwärmen" trank.

Nach dem Essen war es Heiri doch viel behaglicher. Der andere wollte hier übernachten; als es aber um sechs Uhr zu regnen aufhörte, ging er mit Heiri fort. Dieser fragte:

„Ich glaubte, du willst ins Emmental; da mußt du doch ab, hier?"

„Eh, warum nit gar! Ich kenne einen viel nähern Weg übers Krottmöösli."

„Meinethalben!" sagte Heiri nur. Ihm konnte die Begleitung recht sein; denn der Gesell verstand es, lustige Geschichten von den Meistersleuten, wo er überall schon gewesen, zu erzählen. Auch schlüpfrige Histörchen wußte er von den Mägden, die sich alle in ihn verliebten, weil er einen so großen Schnauzbart hatte, den er oft und liebevoll strich und drehte. Unversehens kam der Regen wieder, hörte nicht auf, und sie beschlossen, in einem Heuschober, den sie fanden, zu übernachten.

„Jetzt wollen wir noch ein Stück Brot essen und einen Schluck Branntwein nehmen, dann spielen wir ein Jäßli zusammen!"

Heiri konnte es recht sein; essen mochte er schon ein Stück Brot. Aber der Schnaps brannte ihn, er schüttelte sich:

„Aeh, den Brönts mag ich nicht! Pfui Teufel!"

„Das mußt du noch lernen auf der Walz. Branntwein ist ein gutes Mittel gegen alle Krankheiten; wenn man brav trinkt, fehlt einem nie was."

„Ja, Dreck, wir haben daheim eine Wirtschaft; da sah ich's, wie es dem Gsindel geht, das Brönts trinkt!"

Der Wagner mischte die Karten und antwortete:

„He nu, es soll's jeder machen, wie er es für gut hält! Da, heb ab! Herz ist Trumpf!"

Es war doch nett zu zweit beim ewigen Regen. Sie saßen im Heu schön weich, draußen rann, tropfte, plätscherte es unaufhörlich vom Strohdach, während sie hier im Trockenen lagerten. Heiri sah, der Walzbruder, der konnte Karten spielen, er selbst kannte nicht einmal recht das Spiel. Aber zum Zeitvertreib machte es ihm nichts zu verlieren, es ging ja umsonst.

Früh schon machten sie ihre Nester zurecht. Heiri zog es vor, etwas abseits zu liegen. Er wußte wohl warum: in seinem Geldbeutel hatte er einen goldenen Napoleon, zwei Fränkli und sieben Batzen. Wenn der andere auch nichts von seinem Reichtum wußte, gescheiter war es immerhin, wenn er weit weg von ihm lag. Er hielt die Hand in der Hosentasche am Geldsäckel und schlief so ein; denn der Schnaps, den er doch noch einmal versucht hatte, als ihm der Kamerad das Fläschchen angeboten, wirkte schon . . .

(Fortsetzung folgt).

Zu den Kunstbeilagen von Sigmund Freudenberger.

Zur Zeit des sterbenden Rokoko, als in der Malerei die galante Kunst der Boucher und Baudouin und die sentimentalbürgerliche eines Jean Baptiste Greuze gegeneinander standen, im Jahre 1765 kam der zwanzigjährige Bernermaler Sigmund Freudenberger in Begleitung des st. gallischen Landschafters Adrian Zingg*) nach Paris. Freudenberger war damals kein bloßer Anfänger mehr. Nach einigen Lehrjahren bei dem zeitweilig in Bern lebenden Basler Porträtisten Emanuel Handmann war er bereits in Lausanne als Bildnismaler selbständig und erfolgreich tätig gewesen und hatte sich auch im historischen Genre versucht. In Paris arbeitete er zunächst in dieser Richtung weiter, gefördert durch die Porträtisten Aved und Roslin und durch Natalis Hallé, der ihm in der Historienmalerei und Komposition Anleitung gab. Auch der Wienermaler Jakob Mathias Schmutzer und der dem Rokoko nahestehende oberhessische Stecher J. G. Wille blieben nicht ohne Einfluß auf den jungen Berner; das ausschlaggebende Ereignis in seiner Kunstentwicklung aber war François Boucher. Unter seinem Einfluß ist Freudenberger dasjenige geworden, als was wir ihn heute am höchsten schätzen, der Maler des Rokoko, eine Singularität unter den Schweizern; denn wenn er auch, dem neuern Zug seiner Zeit folgend, zu einem landschaftlichen Realismus gelangt ist, der Boucher unzugänglich war, und wenn seine Kunst auch neben der Galanterie die bürgerlich tugendsame Seite eines Greuze, der ebenfalls zu seinen Lehrern gehörte, pflegt, letzten Endes bleibt er doch immer in Auffassung, Farbe und Linie ein echter Künstler der Rocaille, und auch seine tugendreichsten Schilderungen aus dem Berner Bauernleben sind nie ganz ohne einen Anflug galanter Provokation. Darin liegt kein Widerspruch; gerade eine Erscheinung wie Greuze — der Kotzebue unter den Malern — zeigt, wie gut sich die bürgerliche Tugendmiene mit allerlei kleinen Lüsternheiten verbinden läßt. Und — schließlich — nicht allein Greuze und nicht allein die seltsame Uebergangszeit von der Débauche zum bürgerlichen Sentimentalismus beweisen das!

*) Vgl. dessen Bildnis von Anton Graff „Die Schweiz" XIII 1909, 236/37.